

**Zeitschrift:** Sprachspiegel : Zweimonatsschrift  
**Band:** 62 (2006)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Die bittersüße Last der Arbeit : Anmerkungen zum Thema Arbeit im allgemeinen Sprachgebrauch  
**Autor:** Heisch, Peter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-421898>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die bittersüsse Last der Arbeit

Anmerkungen zum Thema Arbeit im allgemeinen Sprachgebrauch

Von Peter Heisch

«Arbeit, du mein wärmstes Hemde,/Frischer Quell im Wüstensand,/Trost und Stab mir in der Fremde/Und mein schönstes Heimatland.» Mit diesen etwas hochtrabenden Worten, die übrigens einer Hausinschrift in Steckborn am Bodensee zur Zierde gereichen und sogar als Liedtext vertont wurden, feierte einst Gottfried Keller die unerlässliche Tatsache menschlicher Aktivitätsentfaltung.

Sie stehen allerdings in einer Reihe zu mehr oder weniger gelungenen Beispielen von Sinnsprüchen der Fassadenmalerei, die da lauten: «Wo Arbeit das Haus bewahrt, kann Armut nicht hinein» (zumindest solange Vollbeschäftigung die Tilgung der Schuldenlast garantiert) oder «Arbeit und Fleiss sind der Mühe Preis», obwohl auch schon früher mancher unter dem Dachfirst seufzend vermerkte: «Das Bauen ist eine Lust, / Dass es so viel kost, hab i nit gwusst». Andere berufen sich auf Johann Fischart, den Sänger des «Glückhaften Schiffs» mit der Hirsebreifracht von Zürich nach Strassburg (1576): «Arbeit und Fleiss, das sind die Flügel, sie führen über Strom und Hügel.»

Man könnte über die den Arbeitseifer preisenden Lobeshymnen nachsichtig schmunzeln, wenn sie nicht heute in eine Zeit fielen, in der unter den obwaltenden Umständen von Firmenschliessungen und Stellenabbau das Thema Arbeit wieder vermehrt Beachtung und Wertschätzung erfährt. Was wir unter normativen Prämissen früher Arbeit nannten, hat sich zufolge veränderter Produktionsbedingungen längst in ein schwer quantifizierbares Abstraktum verwandelt.

Früher erlernte man einen *Beruf*, zu dem man sich *berufen* fühlte. Heute muss man froh sein, einen *Job* zu finden, der einem ein einigermaßen gesichertes Einkommen gewährt. Denn wir befinden uns bereits inmitten einer so genannten *Multiaktivitätsgesellschaft*, in der es weniger darauf ankommt, was man arbeitet, als vielmehr, dass man überhaupt eine Anstellung findet. Mit dem Resultat vermehrt sichtbar werdenden *Pfuschs*. Und Pfuscher gilt nicht nur für unsachgemäss ausgeführte Arbeit, sondern in unserem östlichen Nachbarland bezeichnenderweise zugleich als Synonym für *Schwarzarbeit*.

Doch schon Nietzsche gab seinerzeit zu bedenken: «Wie nah steht jetzt auch den Müssigsten die Arbeit!» Und er fügt einschränkend hinzu: Früher wäre die Behauptung: «Wir alle sind Arbeiter» als blanker Zynismus empfunden worden. Ja, in der «Fröhlichen Wissenschaft» steht er nicht an, die Arbeit gar als eine Schmach zu bezeichnen, weil durch sie das Dasein keinen Wert an sich habe, zumal sie überwiegend fremdbestimmt sei. Doch nicht weniger dramatisch ist die Situation für jene unglücklichen Arbeitslosen, welche anstelle von Selbstverwirklichung dank sinnvoller Betätigung Selbstverachtung und soziale Ausgrenzung erfahren müssen.

Noch kaum ein Soziologe oder Philosoph konnte bis in unsere unmittelbare Gegenwart voraussehen, dass die fortschreitende Mechanisierung eines Tages zu einem massiven Verlust an Arbeitsplätzen führen würde, die sich als Arbeitserleichterung ausgab. Immerhin bemerkte George Orwell bereits 1937 in einem sarkastischen Ausblick auf die Zukunft: «Technisiert die Welt so vollkommen, wie sie nur technisiert werden könnte, und es wird, wohin ihr euch auch wendet, eine Maschine geben, die euch die Möglichkeit versperrt zu arbeiten – das heisst zu leben.»

In dieser Hinsicht plädierte schon Adam Smith für vermehrte Bildung und Ausbildung, um diesem gesellschaftspolitisch erodierenden Prozess wirksam begegnen zu können. Karl Marx definierte die Arbeit zunächst nüchtern als eine Angelegenheit zwischen Mensch und Natur, worin er die seiner Leiblichkeit angehörigen Kräfte: Arme, Beine, Kopf und Hand, in Bewegung setze, um sich die Naturkräften in einer für sein eigenes Leben brauchbaren Form anzueignen. Davon kann in unserer weitgehend digitalisierten Arbeitswelt kaum mehr die Rede sein. Im Idealfall zeitigt Arbeit ihre besten Resultate dort, wo sie sich nach Lust und Laune in einem entspannten Umfeld entfalten kann.

Als gesicherte Konstante gilt allenfalls: Die Arbeit wird zwar zusehends knapper, verbreitet sich als Metapher jedoch geradezu inflationär in den Medien. Die Meinungen darüber, ob Arbeit als Fluch oder Segen zu bewerten sei, halten sich dabei die Waage. Lust und Frust, die man bei der Verrichtung einer Tätigkeit als Broterwerb empfinden mag, spiegeln sich im Alltagsprachgebrauch wider. Während die einen sagen: «Die Arbeit ist nicht nur nackte Notwendigkeit, sondern auch ein Vergnügen», da man Ruhe und Gesundheit durch Arbeit gewinne, verweisen andere auf die Arbeit als eine Gabe Gottes (und übersehen dabei leicht den auf ihr lastenden biblischen Fluch, «im Schweisse unseres Angesichts» unser Brot verdienen zu müssen). Das hohe Lied der Arbeit tönt in Schillers «Glocke» an, wo es heisst: «Arbeit ist des Bürgers Zierde, / Segen ist der Mühe Preis, / Ehret den König seine Würde, / Ehret uns der

Hände Fleiss», was sich für unterbezahlte Plantagenarbeiter in Entwicklungsländern wie ein Hohn anhören muss.

Der weiland berühmte Hofprediger Abraham a Sancta Clara aus der Wiener Barockzeit war der Ansicht, wer arbeite, komme wenigstens nicht auf dumme Gedanken, musste indessen zugeben, selbst faule Leute würden gelegentlich emsig sein, aber nur beim Stehlen. Denn bei den vielen Pausen kämen ihnen allerlei Flausen in den Sinn. Wer dächte dabei nicht an die oft hässlichen Bemerkungen über so genannte «Arbeiterdenkmale», welche im Stau festgefahrene frustrierte Verkehrsteilnehmer beim Strassenbau glauben beobachten zu müssen, ohne dabei den durch Lärm verursachten Stress ermessen zu können, dem diese Leute permanent ausgesetzt sind. Heute hätte der Bussprediger allerdings Veranlassung, auf die zunehmend unrühmlichen Beispiele von Wirtschaftskriminalität in den obersten Hierarchien der Chefetagen zu verweisen.

Mit vermeintlichen Faulenzern streng ins Gericht ging schon der Apostel Paulus, der seinen Thessalonichern auftrug: «Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen», da er seine Existenzberechtigung verwirkt habe. Eine Auffassung von Arbeitsethik, die nach ihm vor allem Martin Luther im Protestantismus gebührend zu veredeln wusste und die später bereitwillig vom Marxismus beansprucht wurde. Vielleicht war das aber auch nur als Seitenhieb an die Adresse der Oligarchen zu verstehen, die es nicht für nötig fanden, bei der Arbeit selbst mit Hand anzulegen.

Leicht reden hatte ja bereits Hesiod mit seiner These: «Arbeit schändet nicht, denn die Trägheit entehrt uns», zumal die vornehmen Griechen der Antike bekanntlich über genügend tüchtige Sklaven verfügten, welche ihnen jene anfallenden niederen Arbeiten abnahmen, für die sie sich zu fein waren. Deshalb fehlte es bereits in der Antike nicht an Spöttern, die dem Ausspruch: «Arbeit schändet nicht» den Nachsatz: «Aber sie macht hässlich» hinzufügten.

Wie überhaupt der Volksmund die mitunter überbordende Verherrlichung der Arbeit mit bissigen Kommentaren versah. So zum Beispiel in Bezug auf die Behauptung: «Arbeit macht das Leben süß», die Witzbolde mit dem Nachsatz «Faulheit stärkt die Glieder» apostrophierten, was im Hinblick auf neuerdings zahlreiche ambitionierte Freizeitaktivitäten äusserst fragwürdig erscheint. Auch die Ansicht: «Besser gut aussehen als schlecht arbeiten» hatte etwas für sich. Denn: «Wenn arbeiten so leicht wäre, täts der Bürgermeister selber», wie kritische Bürger dem Rathaus vorhielten.

Die zu Beginn des Industriezeitalters aufgestellte Hypothese «Arbeit adelt» wurde von klassebewussten Arbeitern alsbald persifliert: «Aber wir haben etwas gegen den Adel.» Denn viele stellten sich angesichts damals üblicher feudalistischer Zustände die berechtigte Frage: «Pourquoi travailler pour le Roi de Prusse?», was mit anderen Worten bedeutete: Fronddienst leisten ohne Anspruch auf Bezahlung. Nicht zu vergessen der alte Spontispruch: «Wer die Arbeit kennt und sich nicht davor drückt, der ist verrückt», was mit der jüngsten lakonischen Bemerkung punkto Managerunwesen übereinstimmt: «Wer nichts macht, macht nichts verkehrt. Und wer nichts verkehrt macht, wird schliesslich befördert.»

Da darf man sich nicht wundern, wenn gewiefte Finanzexperten über den entzauberten Mythos der Arbeit geringschätzig urteilen: «Wer arbeitet, hat keine Zeit zum Geldverdienen.» Dem bleibt weiter nichts beizufügen als die kurze Assertion des redegewandten altrömischen Politikerphilosophen Cicero: «Angenehm sind die getanen Arbeiten.» Vorbehaltlos zustimmen kann man ferner der sorgsam abwägenden Feststellung des Spruchs: «Wer arbeitet, schürft sich die Haut auf; wer keine Arbeit hat, kratzt sich vor Kummer wund.» Doch erstaunt es ein wenig, ausgerechnet aus südlichen Gefilden, von wo man bezüglich Arbeitsmoral einen etwas lockereren Umgang erwartet hätte, zu vernehmen: «Il lavoro è il balsamo di sangue»; denn «pan di sudore ha gran valore».

Das deutsche Verb *arbeiten* entwickelte sich aus dem gotischen Wort *arbaidjan* und soll sogar auf indogermanische Wurzeln zurückreichen, in der Bedeutung von «verwaist», was vermuten lässt, dass ein Waise (*orbho*, griechisch *orphanos*, französisch *orphelin*), vom Schicksal gebeutelt, zur Verrichtung von damals weit verbreiteter Kinderarbeit gezwungen war, sofern ihm nicht ein reiches Erbteil zufiel. Es entsprach zugleich einem kelto-germanischen Rechtsbegriff, der inhaltlich dieselbe Ursprungsverwandtschaft aufweist. Im üblichen Sinne wurde *orbho*/arbeiten jedoch zum Synonym für schwere körperliche Arbeit verrichten, sich plagen, mühen, abrackern.

Mit hinweisenden Präfixen versehen, verfügt das Tätigkeitswort *par excellence* über eine breite Palette von Ausdrucksmöglichkeiten. Man kann etwas vor-, nach- oder überarbeiten (wobei die Partizipialbildung überarbeitet allerdings dem physischen Zustand von Mattigkeit und Erschöpfung entspricht) sowie einen Sachverhalt aufarbeiten oder Produkte wiederverarbeiten. Den beschreibenden Arbeitskombinationen sind keine Grenzen gesetzt.

Die Vielfalt an Betätigungsbeschreibungen reicht von aufreibender Plackerei bis zum oberflächlich-lustlosen Hantieren und Herumpusseln; während man südlich der Mainlinie arbeiten vorwiegend als schaffen bezeichnet und das währschafte Prädikat rechtschaffen jenem Individuum verleiht, das ordentlich zupacken kann, indem es sich als *schaffig* erweist. In der gehobenen Schriftsprache bleibt das Schaffen als Merkmal substantziellen Hervorbringens jedoch weitgehend dem Schöpfer, der die Welt erschaffen hat, oder zumindest einer respektablen künstlerischen Persönlichkeit mit kreativem Impetus vorbehalten.

Daneben ist auch die Zuweisung *werken* wirkungsmächtig in Bezug auf schöpferisches Tun. Abgesehen davon, dass ein Grossteil der Werkstätigen längst auch sonntags zur Disposition steht. Und wer darüber hinaus keine Lust hat zu arbeiten, kann *blaumachen*, was sich nicht, wie vielfach angenommen, auf das Nichtbeachten des *Blaumanns* oder des *blauen Antons* als Arbeitskluft bezieht, sondern vom *blauen Montag* stammt, der vor Anbruch der Fastenzeit von den Handwerkern dazu benutzt wurde, nochmals ausgiebig zu feiern.

Ein Pendant dazu stellt der französische *chômage* dar, der entgegen dem heutigen Wortsinn mit bedrohlichem Unterton von Arbeitslosigkeit einst ein gegebener Anlass zum Feiern (*chômer*) war. Im Übrigen sei daran erinnert, dass auch den lateinisch geprägten Worteinheiten *travailler* und *travagliare* die Bedeutung von Qual, Anstrengung und Schinderei zu Grunde liegt.

Die im Verlaufe des Wirtschaftsaufschwungs der Nachkriegszeit in den westlichen Industrieländern benötigten ausländischen Arbeitskräfte, für die man zunächst etwas unbedacht den aus der NS-Zeit belasteten Terminus «Fremdarbeiter» verwendete, wurden wohlwollend zu «Gastarbeitern» umbenannt, ungeachtet der Tatsache, dass es eigentlich nicht üblich ist, seine Gäste für sich arbeiten zu lassen. Sie mussten sich vielfach mit dem arbeits- und menschenrechtlich fragwürdigen Status von Saisoniers in arbeitslagerähnlichen Behausungen abfinden, was Max Frisch zum oft zitierten Kommentar veranlasste: «Wir brauchten Arbeitskräfte, und es kamen Menschen.»

Ebenso zahlreich sind die Modalitäten von arbeiten, die man im Gebrauch der Umgangssprache mit dem Fachterminus «innere Mehrsprachigkeit» bezeichnet. Zur Begriffsbildung tragen anschauliche Umschreibungen bei wie «arbeiten bis zum Umfallen», «sich abrackern wie ein Pferd». Im Extremfall wird der medizinische Vergleich mit einem «Krampf» bemüht, der den sich schindenden «Büezer» im Zustand gesteigerten Arbeitseifers befällt, oder man spricht von «Schuffterei», was wir dem Vulgärausdruck Schufft als einem

heruntergekommenen Adligen zu verdanken haben, dem man nebenbei auch allerlei krumme Touren und Charakterlumperei, um zu Geld und Ansehen zu gelangen, zutraut.

Die oberschlesischen Bergarbeiter brachten das Wort «Maloche» für harten Körpereinsatz in Umlauf, das sie von den polnischen Juden übernommen hatten und im Kohlepott des Ruhrgebiets verbreiteten, als sie sich in die Rolle malochender Grubenarbeiter versetzt sahen. «Fergest di New Yorker Maloche», wie es in einem jiddischen Lied der Auswanderer nach Amerika heisst. Und es ist bittere Ironie der Geschichte, dass die Zurückgebliebenen die Maloche bald notgedrungen als Form unmenschlicher Zwangsarbeit kennen lernen sollten.

Wie man sieht, fehlt es einem nicht an Arbeit, wenn man sich etwas einlässlicher mit dem Thema Arbeit beschäftigt. Man läuft dabei leicht Gefahr, ein «Workaholic» zu werden, wie man von chronischer Arbeitswut Besessene nach moderner Lesart zu apostrophieren beliebt. Daneben sollte auch nicht vergessen werden, dass die Statistik eine wachsende Zahl von «working poor» aufweist, was Leute betrifft, die als sozial Benachteiligte in unserer Leistungsgesellschaft nicht einmal durch ihrer Hände Arbeit ein angemessenes Auskommen finden. Ihnen als billigen Trost die Worte: «Work and not despair» (Arbeiten und nicht verzweifeln) auf den Weg geben zu wollen, die der englische Sozialpolitiker Thomas Carlyle im letzten Jahrhundert zur Verteidigung des Feudalstaats gebrauchte, müsste ihnen wohl zu Recht als Hohn erscheinen.

Daraus könnte man schlimmstenfalls den Eindruck gewinnen, Arbeit bedeute für die einen zwar nackte Notwendigkeit zur Befriedigung materieller oder geistiger Bedürfnisse, während sie ihren grösstenteils untätigen elitären Nutzniessern zu Macht und Reichtum verhilft; obwohl man auch der Auffassung sein kann, die Hände in den Schooss zu legen sei manchmal besser, als mit viel Mühe nichts zu Stande zu bringen. Die Dummen sind schliesslich jene, die dabei draufzahlen. Doch «dumm sein und Arbeit haben, das ist das Glück», bemerkte bereits Gottfried Benn spöttisch, was vielen gewiss ein schwacher Trost sein dürfte. Andererseits erfordert nicht zuletzt Dummheit oft sehr viel Überzeugungsarbeit.